Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Geschichte und Kultur des Zweistromlandes

Hatte in der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzenden ersten Periode der Ausgrabungen im Zweistromland für England das biblische Interesse eine Hauptrolle gespielt und zu einem guten Teil die nötigen Gelder beschafft, so drang in Deutschland, das sich erst viel später an den Ausgrabungen zu beteiligen begann, die Wiedererschließung des alten Morgenlandes in den Fachkreisen selber nur langsam gegen starke Widerstände durch, und außerhalb derselben blieb sie überhaupt fast unbeachtet. Erst kurz nach der Jahrhundertwende brachten die im Schoß der frisch gegründeten «Deutschen Orient-Gesellschaft» gehaltenen Vorträge des Assyriologen Friedrich Delitzsch über «Babel und Bibel» sie hier ganz unvermittelt und unsanft, auch inhaltlich nicht in allem glücklich zum Bewußtsein. An orientierender Literatur fehlte es seitdem nicht: aber sie kam schwer von jenen Fragestellungen los, wurde auch durch die raschen Fortschritte der Forschung überholt und blieb so abgesehen vielleicht von E. Chieras «Sie schrieben auf Ton» (1938) ohne stärkere Wirkung. Um weitere Kreise dafür zu interessieren, brauchte es schon Cerams «Götter, Gräber und Gelehrte», diesen «archäologischen Roman», der spannend und zügig, doch leider ohne fachmännische Vertrautheit und Zuverlässigkeit unter anderem auch die Wiederentdeckung der Welt am Euphrat und Tigris erzählte.

Um so mehr begrüßt man da das in der Reihe «Große Kulturen der Frühzeit» erschienene Buch von *Hartmut Schmökel* [1]). Entgegen allem, was der Titel erwarten läßt, handelt es gar nicht bloß von Ur, Assur und Babylon. In zwölf Kapiteln führt der Verfasser Kultur und Geschichte des gesamten Zweistromlandes vom Anfang des dritten Jahrtausends bis in den Beginn der Perserzeit vor. Die genannten Städte sind nur die Vertreter dreier wichtiger und besonders gut bekannter Perioden: der sumerisch-neusumerischen Zeit, des assyrischen und des neubabylonischen Reiches. Die Darstellung ist belebt durch die enge Verbindung mit dem prächtigen Bildermaterial sowie durch zahlreiche Texteinlagen, die poetischen in ansprechend aufgelockerter Form. Und in beidem findet man neben dem unvermeidlich Bekannten auch mancherlei Neues und Neuestes: so aus Uruk ein Bild der Reste der einstigen Stadtmauer, die im Gilgameschepos besungen wird und ein früher Vorläufer des berühmten doppelten Mauerzuges von Babylon ist; oder aus Nippur ein erst 1954 gefundener «Hiobtext», in dem ein ins Unglück geratener Frommer den Gott durch sein demütiges Bitten schließlich zu rühren vermag. Der ersten Hälfte des Buches läuft übrigens die Darstellung parallel, die Schmökel in einem Urban-Bändchen gegeben hat: «Das Land Sumer» (Stuttgart 1955); da er in Bild und Wort bald hier und bald dort mehr bietet, lohnt es sich, beide Bücher zu lesen.

Ist so Schmökels Darstellung unstreitig das Beste, was es heute auf diesem Gebiete gibt, so schließt das doch gelegentliche Wünsche nicht aus. Bei der Schilderung Babylons in neubabylonischer Zeit mag man z. B. bedauern, daß er nicht mehr auf die berühmte Erlebnisschilderung Herodots mit ihren Problemen eingeht. Spiegelt sie doch den Eindruck wieder den die Stadt noch hundert Jahre später, bereits ziemlich angeschlagen, auf die staunenden Augen des Griechen gemacht hat; und zugleich gibt sie interessanten Einblick in eine volkstümlich sagenhafte Umbiegung der Ereignisse beim Fall der

Stadt. — Wenn aber in der Darstellung der Religion der Vegetationsgott Tammuz zusammen mit der Göttin Inanna oder Istar stark in den Vordergrund gerückt ist, so folgt Schmökel da dem Archäologen A. Moortgat, der in einem bedeutsamen, freilich auch heftig umstrittenen Buch «Tammuz, der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst» (1949), vom Bildmaterial aus einen zunächst an Tammuz haftenden, in semitischer Zeit dann auch auf andere Götter übertragenen Auferstehungsglauben nachzuweisen und in seiner Geschichte aufzuzeigen bemüht ist. Moortgats Deutung der Siegelbilder, des Befundes bei den Königsgräbern von Ur u. a. wird von der Gegenseite angefochten, und die Texte jedenfalls lassen von einer solchen zentralen Stellung des Tammuz kaum etwas erkennen, verraten vielmehr völlige Hoffnungslosigkeit angesichts des Todes. Allein es geht hier eben, wie H. Potratz in einem interessanten Aufsatz «Das Kunstwerk und seine Interpretation» (Orientalistische Literaturzeitung 1955, Sp. 341 ff.) dartut, um die Frage nach Recht und Möglichkeit einer selbständigen Deutung eines Bildermaterials, das hier ohnehin weit über alle schriftliche Überlieferung zurückführt. Grundsätzlich ist Moortgat somit wohl im Recht, was aber natürlich nicht besagen will, daß seine Deutung auch im einzelnen immer das Richtige treffe.

Walter Baumgartner

---

[1]) Hartmut Schmökel: Ur, Assur und Babylon. Drei Jahrtausende im Zweistromland. Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich 1955. 118 Tafeln, 1 Karte.

Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte

Historische Abhandlungen, deren Anspruch dahin geht, irgendeinen Aspekt verflossenen Lebens einzufangen, lassen sich infolge der Verschiedenheit ihres Stoffes kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Und dennoch verbindet schließlich die eine Frage nach dem Sinn der Geschichte und demjenigen der Geschichtsschreibung alle Bemühungen dieser Richtung. So ist es bedeutsam, daß gerade *Werner Näf*, der verdiente Herausgeber der *Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte*, im Band XIII derselben darauf Antwort gibt: Er stellt zunächst den Sinn der Geschichte in der einfachen Tatsache des freilich nicht kausalen Zusammenhangs zwischen Vergangenheit und Gegenwart fest und erfaßt die Verbindung zwischen den historischen Ereignissen als Ausdruck des unablässig schaffenden und umschaffenden Lebens. Auf eine teleologische Geschichtsauffassung verzichtet er zum vorneherein, da religiöser oder aufklärerischer Glaube niemals ohne Anfechtung sein können. Die historische Wissenschaft darf auch nicht fragen, warum die Ereignisse so gekommen sind. Sie ergründet vielmehr, was und wie es gewesen ist und gelangt damit zur Darstellung einer Fülle von Lebenssituationen, in die der Mensch, nicht unabhängig zwar, aber immer mit der Möglichkeit der Wahl, hineingestellt ist. Und so kann Näf zu seinem Hauptgedanken ausholen: Der Mensch wird in der Geschichte immer wieder zu Entscheidungen aufgerufen. Entscheiden müssen aber ist nicht äußerlich auferlegter Zwang, sondern elementarer Trieb des Lebens. Der Sinn der Geschichte liegt deshalb in der Möglichkeit, die menschliche Persönlichkeit zu entfalten. Die Geschichtsschreibung endlich macht den Menschen durch die Ergründung der geschichtlichen Erscheinungen sich seiner selbst ganz bewußt. Hierin birgt sich, trotz dem Verzicht auf jeden Pragmatismus, ein eminent pädagogischer Zug: Aus der Klärung großer Menschheitsfragen soll eine charaktervolle und klare Einstellung zu den Realitäten des Lebens und eine Zielsetzung erwachsen, die des Einsatzes der Kräfte würdig ist.

So lassen sich denn auch die drei letzten Bände der «Schweizer Beiträge» als Teil der hier von der Geschichtsschreibung geforderten umfassenden Anthropologie auffassen [1]). In Band XI fesselt die Studie *Gerold Walsers* über *Cäsars Entdeckung der Germanen*. Die Tendenz des Feldherrn, seine eigene Leistung herauszustreichen, wird ja

bereits bei einfacher kritischer Lektüre seines Buches ersichtlich. Walser arbeitet nun ihre Hintergründe heraus und gelangt weiter zu der Feststellung, daß Cäsars Behauptung, am Ufer des Rheins auf eine neue, von den Kelten völlig verschiedene Nation gestoßen zu sein, nicht zutrifft. Die zeitgenössische Kritik, die sich schon damals gegen den neu aufgestellten Germanenbegriff wandte, scheint gemäß neuer Forschung klarer gesehen zu haben als die spätere Wissenschaft, die das Bild der Rheingrenze vorbehaltlos übernahm.

In Fragen der Reformationsgeschichte führen uns Abhandlungen von *C. Bonorand* über Vadian und die immer wieder umstrittenen Täufer und von *Othmar Fries* über *Luthers* Schrift *Ordnung eines gemeinen Kastens* (1523). Letztere zeigt, wie der Reformator mit bewundernswertem Blick für die Realität versuchte, seine Glaubenslehren im praktischen Leben fruchtbar zu machen. Hier ging es ihm um die ordnungsgemäße Überführung kirchlichen Gutes in den Besitz der Allgemeinheit und dessen Auswertung für soziale Zwecke. Seine neue evangelische Rechtsanschauung erlitt jedoch bald einen Rückfall in das bestehende mittelalterliche Recht und seine Institutionen.

Die eingehende Beschäftigung *Werner Näfs* mit den Frühformen des modernen Staates läßt nun einen weiteren Schritt ins 18. Jahrhundert zu, in dem es zu einem eigentlichen *Durchbruch des Verfassungsgedankens* kam. Dem alten Dualismus zwischen Landesherr und Ständen war der Absolutismus gefolgt, der das zweiseitige Rechtsverhältnis aufhob. Ein neues staatsrechtliches Denken veranlaßte das aufsteigende moderne Bürgertum, diese Lücke wieder zu schließen. Sein Anspruch, das ganze Volk zu vertreten, führte neuerdings zur Idee des Gemeinschaftsstaates, in dessen Souveränität schließlich auch die Monarchie einbezogen wurde.

In Band XII legt uns *Ernst Walder* als bemerkenswertes Ergebnis seiner Untersuchung des *politischen Gehalts der Zwölf Artikel der deutschen Bauernschaft von 1525* dar, daß es sich beim Bauernaufstand weniger um eine religiöse Erhebung, sondern vor allem um die Fortsetzung des langdauernden Kampfes für Genossenschaftsrechte handelte. Die Dorfgemeinschaft erstrebte die Autonomie und zielte auf Lockerung der herrschaftlichen Bindungen hin. Gegenüber diesem politischen Begehren trat das religiöse in den Hintergrund. Die Niederlage der Bauern beeinträchtigte also nicht nur ihre freie Religionsübung; sie unterband vielmehr und mit schweren Folgen die Entwicklung eines freien Gemeindelebens.

Eingehend untersucht *Ernst Meyer*, als Dozent für alte Geschichte an der Universität Zürich gleichsam ein Nachfolger *Theodor Mommsens*, dessen Wirken in der Limmatstadt. Der große Gelehrte lebte von 1852—1854 in der Schweiz, ohne sich je ganz mit seiner neuen Umgebung abzufinden, was sich in seinen teilweise recht scharfen und gehässigen Urteilen äußert [2]). Als Emigrant und in steter Hoffnung, wieder nach Deutschland zurückkehren zu können, wurde es ihm schwer, sich in den erzwungenen Aufenthalt zu fügen. Erstaunlich bleibt aber gerade deswegen seine große Arbeitskraft, mit der er in diesen zwei Jahren nicht nur seinen Lehrauftrag mustergültig erfüllte, sondern darüber hinaus noch das klassische Werk der römischen Geschichte, die Abhandlung über die Schweiz in römischer Zeit und die Sammlung römischer Inschriften schuf.

Im gleichen Band schildert *Paul Klucke*, der Leiter des *Instituts für Zeitgeschichte in München*, dessen Aufgabe. Sie erwuchs aus den Fragen, die sich nach der Katastrophe in Deutschland stellen mußten und erhielt aus der Bedrängnis, die Vergangenheit analysieren zu wollen, um aus ihr ein neues Verhalten abzuleiten, einen besonders starken pragmatischen Zug. Es wäre indessen verfehlt, daraus den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit abzuleiten, denn es handelt sich ja vor allem um die Möglichkeit, auf Grund sorgfältig und kritisch erarbeiteter Unterlagen ein Bild der ungeheuerlichen Vorgänge der letzten Jahrzehnte zu gewinnen. Das 1950 gegründete Institut mit seinen wohl besten Spezialsammlungen aus der Zeit zwischen 1933 und 1945 bildet für den Historiker der modernsten Geschichte eine willkommene Arbeitsstätte. Es legte bereits in mehreren Publikationen besonders aber in der äußerst aufschlußreichen «Vierteljahresschrift für Zeitgeschichte», Zeugnis seiner Tätigkeit ab.

Aus Band XIII, den wir bereits am

Anfang unserer Besprechung erwähnten, kann leider nur noch eine größere Abhandlung herausgehoben werden: Die *antike Gemme* mit dem *Porträt des Kaiser Augustus'*, welche das schönste ottonische Prachtkreuz aus dem Achener Münsterschatz, das «Lotharkreuz», auf der zentralen Stelle der Vierung ziert, ist Gegenstand einer sehr eingehenden Untersuchung durch *Josef Deér*. Der Betrachter der in anschaulicher Weise beigegebenen Bilder wird von seiner ersten Überraschung, eine scheinbar blasphemische Gleichstellung des irdischen mit dem göttlichen Herrscher vor sich zu haben, zur Überzeugung geführt, hier vor einem Produkt einer seit der Antike, besonders in Byzanz lückenlosen Tradition des kaiserlichen Bilderkults zu stehen. Bis zum Bilderstreit im 7. Jahrhundert standen Christus- und Kaiserdarstellungen auf Kreuzen in keinerlei Wechselbeziehung zueinander; seit dem 9. Jahrhundert ist ferner das gemeinsame Erscheinen von Christus und Kaiser im Bild keine Gleichsetzung im antiken Sinne, sondern lediglich eine Auszeichnung des irdischen Herrschers vor der übrigen Menschheit. Es handelt sich also um keine Anmaßung Ottos III., für den das Lotharkreuz wahrscheinlich geschaffen wurde, sondern um einen Ausdruck politischer Theologie, den seine byzantinische Mutter, die Kaiserin Theophanu, wie auch manches Hofzeremoniell aus dem Osten mitgebracht hatte. Einzig das Lebendigwerden dieser östlichen Form des Herrscherkultes unter den sächsischen Kaisern ist also neu.

Nur wenige Aufsätze konnten hier besprochen werden; sie müssen ausreichen, Fülle und Gewicht des neuerdings in den «Schweizer Beiträgen» dargebotenen Stoffes ermessen zu lassen.

Gustav Däniker

---

[1]) Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, herausgegeben von Werner Näf; Band XI 1953, Band XII 1954, Band XIII 1955. — Die Bände IX und X sind besprochen im Märzheft 1954, S. 756/757. — Angaben über die Besprechungen der Bände I—VIII siehe Märzheft 1954, S. 756, Z. 1.

[2]) Vgl. die Veröffentlichung bisher ungedruckter Briefe Mommsens aus Zürich in Deutsche Rundschau, Februarheft 1955.

Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert

Die Thematik von «Gleichgewicht und Hegemonie», die Ludwig Dehio in seinem früheren Werk uns so eindrucksvoll vorgeführt hatte, erfährt in dem vorliegenden Buche eine mannigfach abgetönte Variierung und Bereicherung [1]). Sechs Aufsätze vereint der Band: «Deutschland und die Epoche der Weltkriege», «Ranke und der deutsche Imperialismus», «Gedanken über die deutsche Sendung 1900—1918», «Versailles nach 35 Jahren», «Das sterbende Staatensystem», «Deutsche Politik an der Wegegabel». Es geht um Eigenart, Problematik und Nachwirkungen der deutschen Weltpolitik, um ihre historiographischen und ideologischen Ausstrahlungen bis in die jüngste Vergangenheit und Gegenwart hinein; indessen bleibt Ausgangspunkt und Repoussoir der Betrachtungen dennoch die wilhelminische Ära. Dehios Aussagen sind getragen von einer ganz ungewöhnlichen, bildhaften Sprachkraft, sie bleiben aber zugleich wirklichkeitsnah, der geschilderten geschichtlichen Situation eng angemessen, und erstarren deshalb nie zu einer bloß ästhetisch befriedigenden Wohlgeformtheit. Die beiden Weltkriege «als die großen Vorbereiter des dialektischen Umschlages des abendländischen Pluralismus in den heutigen Weltdualismus» sind gekennzeichnet durch die singuläre Rolle, die Deutschland in ihnen spielte. Dessen Weltpolitik ist damit für Dehio nicht nur eine isolierte nationalistische Ausschreitung, sondern sie bildet zugleich einen universalhistorischen Endpunkt: die Epoche der europäischen Hegemoniekämpfe — mit Karl V. und seinem Sohne anhebend, über Ludwig XIV. sich zu Napoleon fortsetzend — findet darin ekstatische Steigerung und Abschluß.

Wie sehr aber die verkannten Maßstäbe einer klassischen Geschichtschreibung zu trügerischen Fehlvisionen einer deutschen Zukunft verlocken konnten, zeigt Dehio in «Ranke und der deutsche Imperialismus» und den «Gedanken über die deutsche Sendung» — diesen nach ihrer Methode ebenso originalen wie in den Ergebnissen ertragreichen Aufsätzen. Rankes Betrachtung «Die großen Mächte» erlebte um 1900 nicht von ungefähr eine aktualisierende Renaissance — im Zeichen einer politischen Frontstellung gegen England! Wie hundert Jahre früher die Allianz der europäischen Staaten gegen die kontinentale Vormacht Frankreichs zum Erfolge führte, argumentierten gewisse «Jungrankeaner», so sei jetzt die Voraussetzung eines gemeinsamen Vorgehens gegen die Ausschließlichkeit der maritimen Vormacht Englands gegeben. Eine Kalkulation, die im zeitlichen Umkreis des Burenkrieges allenfalls noch begreiflich erscheinen konnte, die sich aber, als sich die Weltkonstellation immer eindeutiger zuungunsten Deutschlands wandelte, als fragwürdig, ja verhängnisvoll erwies. Und die Schulung in rein kontinentalem Denken führte zu einem unzeitigen Vertrauen in das Vorbild Friedrichs des Großen, zum schicksalhaften Mißverstehen der Bedeutung der Flügelmächte. Denn: «das eben ist das große Geheimnis unserer Staatengeschichte der Neuzeit: daß von den Rändern Europas her und aus der außereuropäischen Welt immer neue Gewichte in die Waagschale der großen Koalition gelegt werden konnten, bis der krisenhafte Ausschlag überwunden und das schwankende Gleichgewicht wieder neu ausbalanciert war.» Es kommt nur selten vor, daß die Geschichtschreibung der Illusionen und Verlockungen ihres eigenen Tuns so schonungslos inne wird, wie in diesen Studien. In der Tat verfallen der Historiker und der politische Publizist, auch wenn sie durchaus «bona fide» zu handeln vermeinen, immer wieder der Gefahr, ihren Wünschbarkeiten oder der machtpolitischen Dynamik ihrer jeweiligen Gegenwart zu verfallen. Doch wird man die Problematik der deutschen Außenpolitik vor 1914 vielleicht doch nicht ausschließlich auf das Leitmotiv des Hegemonialen abstimmen dürfen; als nicht minder bedeutsam möchte uns die enge Bindung an die Donaumonarchie und die Folgsamkeit gegenüber den Direktiven und der Initiative Wiens erscheinen. Irren wir nicht, so war der Gegensatz Deutschlands zu England im Frühjahr 1914 bereits weniger bedrohlich und unheilvoll als noch wenige Jahre zuvor, und es steht dahin, ob sich nicht doch ein Ausgleich zwischen den beiden Mächten hätte finden lassen. Und die treibende Kraft beim Kriegsausbruch war sicherlich Österreich und nicht Deutschland. Auch sind die «Ideen von 1914» eben stets diejenigen vom August oder September und nicht diejenigen vom Mai oder Juni, die dann — wie das Beispiel eines Ruedorffer zeigt — wieder andere Aspekte und Möglichkeiten eröffnet hätten. Indessen möchten wir mit diesen einschränkenden Bemerkungen, die keineswegs antithetischen Charakter haben, die anregende Kraft der Äußerungen Dehios lediglich unterstreichen. Sehr zutreffend ist die Beobachtung, daß Deutschland, im Gegensatz zum Spanien der Gegenreformation oder zum Frankreich der großen Revolution, aber auch anders als der Bolschewismus oder die angelsächsische Welt, keinen menschheitlich normativen Ideen politischen Ausdruck zu geben in der Lage war: «Wir vermochten keinen einleuchtenden ‚Auftrag von Gott' vorzuweisen im Sinne Rankes, nicht im Sinne Hegels einen ‚Moment der Idee des Weltgeistes' zu verkörpern, ‚welcher gegenwärtig seine Stufe ist und daher absolutes Recht auch über die anderen auszuüben beanspruchen darf'. Wir vermochten unserer alten Vorstellung des deutschen Menschheitsvolkes, an dem die Welt genesen solle (Emanuel Geibel) keine Gestalt zu geben.» So sei dem Sarge der deutschen Macht 1918 (und 1945 erst recht) ein bescheidenes Trauergeleite gefolgt.

Das europäische Staatensystem gehört für Dehio endgültig der Vergangenheit an; seine Überreste liegen gleich den «Trümmern einer zusammengestürzten Brücke im Strom als ein Hindernis des Verkehrs auf dem Wasser in der Längsrichtung, ohne doch dem quergerichteten Verkehr der Ufer noch dienen zu können». Ob freilich innerhalb des Gegenübers der beiden Weltkolosse nicht doch ein gewisses Spiel der Staaten erfolgen könne, ob der Gedanke einer Mitte für immer der Vergangenheit zugewiesen werden müsse, möchten wir als Frage doch offenlassen; Dehio sieht hierin, will uns schei-

nen, keinerlei Zukunft. Aber seine Schlußworte bekunden, daß er für Deutschland, innerhalb der Notwendigkeit weltpolitischer Gegebenheiten, die Freiheit verantwortlicher Entscheidung offenhält: «Ungeduld und Mangel an Augenmaß, Kennzeichen unserer verspäteten Nation, sie haben zweimal die Wahl von Irrwegen verschuldet. Das drittemal ist uns — Sein oder Nichtsein! — aufgegeben, zuerst kühl die Welt zu betrachten, um das rechte Augenmaß für die deutschen Dinge zu gewinnen, und sodann geduldig einen Schritt nach dem anderen auf dem Wege voran zu tun, für den wir uns entscheiden werden — nicht aber in den von Stresemann an der damaligen Opposition gegeißelten Fehler zu verfallen: nämlich nach Kinderart einen Wunschzettel für den Heiligen Abend zu schreiben, der aber auch alles enthält, was der Wünschende für ein Menschenalter zu bedürfen glaubt.»

Peter Stadler

---

[1]) Ludwig Dehio: Deutschland und die Weltpolitik im 20. Jahrhundert. Verlag R. Oldenbourg, München 1955.

Zeitgemäße europäische Betrachtungen

Das Besinnungsbuch des kulturverbundenen Diplomaten *Hans Zurlinden* hebt sich von der Masse ähnlicher Literatur ebensosehr durch seine kompromißlosen Klärungen wie durch die mit sicherer Autorität vorgetragene eigene Haltung ab [1]). So tritt hier der seltene Fall ein, daß das Buch stärkt, bildet und ermutigt, trotz vielen düsteren Horizonten. Alle neun Kapitel durchklingt das variierte Leitmotiv der Entwicklung menschlicher Individualität als eigentlicher kultureller Höchstwert Europas. Durch die konkrete und lebendige Sprache tut sich aber auch eine verwirklichte Persönlichkeit vielseitigen, besten Europäertums kund. Zwischen umfassenden kulturphilosophischen Blöcken im ersten und letzten Kapitel und oft bedrückenden Stücken neuzeitlicher Politik und Zeitkritik gibt es an psychologisch fein gewählten Stellen eine Rast auf «verlorenem Boden», wie im schön geschilderten Erlebnis ostdeutscher Landschaften oder in Gedanken über die Inspiration als dem wesentlichsten Ursprung der Kultur. Und über dem Ganzen bleibt stets das Firmament der Kunst ausgespannt, mit seinem Zenith im Mittelstück des Buches über die Kunst der Fuge von J. S. Bach.

Scharf und bitter ist aus diesen Voraussetzungen Zurlindens Gericht über den bereits seit der französischen Revolution währenden Abfall des Abendlandes von humanistischen Höchstwerten zur flach-äußerlichen Zivilisation, dem ersten Gewand der noch unkultivierbaren, neuaufquellenden und sich selbst vergötzenden Masse. Europa als lebendiges Kulturganzes, mit seinem Herzstück Frankreich, existiert schon nicht mehr. Seine schöpferische Produktion sank greisenhaft hinter die Anfänge zurück. Zerfall von oben und Proletarisierung von unten treffen sich dabei in einem stets tiefer unter die Mitte herabrutschenden Punkt zur Erzeugung unglaublich eingebildeter Eintagszwitter der Anarchie, wie z. B. des französischen Existentialismus, oder zur kontinuierlichen Denaturierung der besten, freiheitlichsten und demokratischsten Prinzipien der Politik durch das Diktaturstreben von rechts, links oder der bürokratischen Mitte. Trotzdem wird die Tatsache des abendländischen Niederganges schließlich weniger verurteilt als biologisch im Sinn eines allen Kulturen eigenen Vitalablaufes aufgefaßt, objektiv festgestellt und hingenommen.

Da, wo Zurlinden zur unverminderten, tödlichen Gefahr des Kommunismus übergehend, im Kapitel «Rußland und die Sowjetunion» eine meisterhafte Synthese vorlegt, kreisen seine Erkenntnisse um das Schlüsselphänomen, daß die Sowjetmenschen etwas radikal Neues und anderes sein wollen als Russen. Es handelt sich für sie seit Lenin um

die Umwälzung der ganzen Welt unter die proletarische Diktatur, und Rußland ist dabei nur mehr das erstgewonnene Terrain. Für die Durchführung bleibt aber ohne jeden Zweifel weiterhin die Ausrottung des individualistischen Menschen des Westens, insbesondere Europas, die unerläßliche Vorbedingung.

Das Analogon zu diesem kommunistischen Totalitätswahn war im Westen für kurze Zeit die Ideologie der nationalsozialistisch-wotanischen Katastrophenpolitik. Erschreckend wächst beim Lesen der Tagebuchaufzeichnungen Zurlindens als Generalkonsul in München 1942—1944, im Kapitel «Um Hitler», die Überzeugung einer damals bis in die höchsten gebildeten Kreise eingerissenen Vermassung. Spätestens seit Bismarcks Reichsgründung hatte sich dieses ehemalige Volk der Dichter, Denker und Musiker allerdings schon dem militärischen Eroberungswillen verschrieben. Heute, wo der größere Teil Deutschlands, die Bundesrepublik, in den machtpolitisch nunmehr nach den USA hin orientierten Westen reintegriert ist, müssen wir zuversichtlich hoffen, daß auch die geistige Einstellung zur Macht beim Deutschen eine historische Wende erfahre.

Von den helleren Horizonten dieses reichen Buches, das von Grund auf lebensbejahend ist, kann hier nur eine lückenhafte Spiegelung möglich sein. Da ist die Überzeugung des Verfassers, daß — während der Westen im gesamten wieder mehr im Kampf mit dem Osten in Niederungen um das Primordiale zu jeglicher Kultur ringt — die moderne europäische Haltlosigkeit durch Wiederentdeckung und Neubelebung der angestammten europäischen Werte, d. h. der erreichten Kulturhöhen überwunden werden kann. Es muß auf allen Gebieten zu den eigenen Quellen zurückgekehrt werden, aus denen die neue Stärkung und auch die Gewißheit ewigen Lebens in kulturellen Leistungen zu schöpfen ist. Dabei kommt uns das Naturgleichnis in den Sinn, wie die Blüte in den Samen übergeht, nicht um unterzugehen, sondern um für einen Frühling, vor der Wiederkehr, zu überwintern. Zurlinden wählt das Bild der Arche Noahs: Europa kann sich aus der Sintflut retten und seine Fortdauer erreichen. Dem bewußten Europäer ist heute aufgegeben, dazu aufzurufen. — Mit Recht wird anderseits zu bedenken gegeben, daß die Konservierung solcher Lebenswerte in ihren reinen Kernsubstanzen für die Zukunft nur gelingt, wenn die geforderte geistige Lebendigkeit durch materielle Verstärkung physisch geschützt wird. Über den tieferen Sinn der bereits angedeuteten Haltung kämen wir zu dem Ergebnis, sie kümmere sich um die Fortdauer der bisher umfassendsten Kristallisationen westlicher Prinzipien, damit diese gesamthaft als ein notwendiger Erziehungs- und Bildungspol einmal in ähnlicher Weise wirksam wären wie etwa die menschliche Substanz und der Erfahrungsschatz der Eltern in einer zur Familie gewordenen Gemeinschaft.

Zum Schluß mögen im Rahmen des Bewußtseins einer besonderen schweizerischen Verantwortung bei dieser europäischen Mission auch des Verfassers Mahnungen an die Eidgenossen verstanden und beherzigt werden, gewisse ihrer Schattenseiten heute nicht überhandnehmen zu lassen, nachdem die Vorfahren die Schweiz wohl zur besten Verkörperung des Humanitätsideals schufen. Das Kapitel «Friedliche Koexistenz des Abendlandes» bietet deshalb in positiver Hinsicht ein Brevier der Selbsterkenntnis, dessen Beziehungsfülle zu zeitgemäßen europäischen Betrachtungen offen zu Tage liegt, das Thema umkreisend: «Was ist schweizerisch?»

Raymond v. Freudenreich

---

[1]) Hans Zurlinden: Zeitgemäße europäische Betrachtungen. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1954.

Versuch über Schiller

Man wird sich nicht versucht fühlen, dieses kleine Buch Thomas Manns Schwanengesang zu nennen; von einem Schwan hatte er zeitlebens nichts[1]). Und

doch ist es in der langen Reihe seiner Werke würdig als letztes ausgezeichnet. Die Widmung lautet schlicht: «Zum 150. Todestag des Dichters — seinem Andenken in Liebe gewidmet.» In Liebe — dieser Ton ist neu, und er zieht sich als neuer durch die ganze Darlegung hin. Er ist echt, er ist ohne Doppelbödigkeit, ohne geheimen Hohn, ohne Gefahr, daß der Verfasser den Geliebten doch schließlich fallen läßt und hinter seiner Maske mit spöttischer Verbeugung hervortritt, als der, welcher mit ihm nur gespielt hatte — und im Grunde darin mit sich selbst — dem einzigen Gegenstande trotzdem seiner Liebe. Diese Einstellung, die der Welt jahrzehntelang so glänzende Gestalten und Einsichten einbrachte, hat Thomas Mann nun im Angesicht einer andern Wirklichkeit, mit der man nicht mehr spielen kann, noch überwunden — und nicht aus Furcht vor dieser Wirklichkeit, sondern aus Liebe — Liebe zu einem Liebenden, der aus einer verwandten, zur Dauer gewordenen Situation die Furcht überwunden und zur Liebe hingefunden hatte. Bei Thomas Mann handelte es sich da um die neidlose Hingenommenheit von einem großen Bilde, in welchem er sich selber finden konnte, und doch auf einer echt idealischen Ebene, die ihm zugleich auf rein erhebende Weise den Abstand von sich selbst bezeichnete.

Schiller ist das Leib und Leben gewordene Problem, welches Thomas Mann von seinen Anfängen an ungetrieben und nie losgelassen hat: das von Geist und Leben und ihrem gegenseitigen Verhältnis. Aber während es bei Mann zu hundert wesenhaften und blendenden Formulierungen und Einkleidungen führte, die zwar gelegentlich des Snobismus, aber auch durchaus des Tiefblicks und des Schmerzes nicht ermangelten, hat Schiller das Problem bis zum reinsten Heroismus ausgelebt. Sein letztes Bekenntnis heißt da: «Das Leben ist der Güter höchstes nicht — der Übel größtes aber ist die Schuld.» Die Formung der ersten Zeile ist kein Zufall: Erst wird der Wert des Lebens aufs äußerste getrieben («Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut» — wird in der «Maria Stuart» gesagt) — dann aber, am höchsten Punkt, fällt nachträglich das «nicht» darauf wie ein Fallbeil, und der Geist und die Güte werden noch ein letztes Stück darüber erhöht — obschon auch nur in *negativer* Formulierung; *positiv* vermag der Geist das Leben nicht zu ersetzen.

Das mußte Thomas Mann schließlich als in seinem Sinn gesagt erfinden und verstehen; bei Schiller aber als mit einem tragischen Ernst versehen, den er selbst nie erschwungen hatte und vor dem er sich hier nun liebend beugt. Dabei ist es schade, daß er dann nicht die *philosophischen* Schriften Schillers in die Betrachtung miteinbezogen hat; da hätte er den Gegensatz zwischen Geist und Leben aufs scharfsinnigste, feinste, beweglichste theoretisch ausgeführt gefunden, beide zu einer Dialektik gegenseitiger Übergipfelung ineinander gedrängt, welche an *dem* eigentlichen Thema der Dialektik sich zum ersten reinen Modell dieser Art des Philosophierens erhebt. Mann ist in diesem Gedränge von der Partei Schillers (welche eben nicht *nur* Partei ist), und er fand sich bei ihm gerechtfertigt und angefordert zugleich. Dabei ist alles Blitzende, Vielspältige, unheimlich Gescheite, das Mann immer von seiner Ironie einzuheimsen schien, hier ohne Ironie gewahrt und bewahrt. Die Kritik ist nirgends eingeschlafen, die Klugheit und Schneide der Zergliederung ist nirgends stumpf geworden, im Gegenteil noch vervollkommnet. *Echte* Liebe ist hellsichtig! Als Beispiel sei nur die meisterliche Aufdeckung der beiderseitigen verborgenen skeptischen Untergründe («zärtliche Verachtung») in der sehr schön geschilderten Freundschaft zwischen Schiller und Goethe erwähnt; oder die überaus geistreiche Verwertung von Schillers Kritik an Bürger.

Erstaunlich, daß einem so sorgfältigen, gewissenhaft bemühten Sacharbeiter wie Mann hier kleine Irrtümer unterliefen. Wir stutzten bei deren drei. 1. Karoline von Lengefeld war zur Zeit der beginnenden Bekanntschaft mit Schiller noch *nicht* zum zweiten Male verheiratet; ihre zweite Ehe war *nicht* unglücklich — obschon Schiller es nicht ohne Eifersucht vorausgesagt hatte (81). 2. «Schiller dachte gar nicht daran, selbst die Schweiz zu besuchen» (68; um etwa Anschauung für den «Tell» zu gewinnen; übrigens welche herrlichen Worte findet Mann für dieses Drama). Das ist unzutreffend; vgl. Jonas, «Schillers Briefe» VII 98. 3. Schiller litt *nicht* an Lungentuberkulose (60), sondern an einem Lungenabszeß infolge Grippe, der nicht erkannt, nicht behandelt wurde und dessen Eiter ihn mit

der Zeit völlig ausfraß, ein Organ um das andere zerstörte. Das ist eindeutig geklärt; vgl. W. H. Veil, Schillers Krankheit. Jena 1936. — Wir legen gar kein Gewicht auf diese kleinen Verwechslungen inmitten eines geistig und menschlich ebenso richtigen wie schönen Werkes.

Erich Brock

[1]) Thomas Mann: Versuch über Schiller. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1955. Vgl. Besprechung des Buches durch Horst Rüdiger. Schweizer Monatshefte, Mai 1955, S. 142.

Umfassung und Durchbruch

Paul Curtis gehaltvolles Buch *Umfassung und Durchbruch* (den jungen schweizerischen Offizieren gewidmet als eine Anregung zum Studium der Kriegsgeschichte, sei es für die Probleme der Führung oder die Belange ihrer eigenen Waffen) dürfte auch über die Grenzen der Schweiz hinaus nicht nur für den militärischen Anfänger, sondern auch für den älteren, in der Kriegspraxis gereiften Offizier von großem Interesse sein [1]). Mit Recht sieht der Verfasser in der Kriegsgeschichte ein wichtiges Mittel, «sich in die Atmosphäre des Krieges hineinzuversetzen, mit seiner Unsicherheit, seinen Wechselfällen und schweren Entschlüssen» — eine Feststellung, die mit der Erkenntnis auch kriegserprobter Heere übereinstimmt, daß, trotz zeitnaher eigener Erfahrung, auf das Studium der Kriegsgeschichte nicht ohne Schaden verzichtet werden kann. Im Bewußtsein, daß das militärische Denken und Handeln vergangener Epochen sich nicht als ein für die Zukunft unabänderliches Dogma «systematisieren» und «in starren Formen überliefern läßt», schildert Curti aus seinem reichen militär-theoretischen Wissensschatz, an Hand einer Fülle kriegsgeschichtlicher Beispiele (vornehmlich des 18. bis 20. Jahrhunderts), die Anwendung der Umfassung und des Durchbruchs in ihren zeitgebundenen Formen und in ihren Wirkungen auf Operation und Taktik, auf Angreifer und Verteidiger, auf Sieger und Besiegte. Ohne in den Fehler älterer Autoren zu verfallen, die Umfassung und den Durchbruch als zwei gegensätzliche Auffassungen zu betrachten, wobei die eine vor der anderen den grundsätzlichen Vorzug verdiene, läßt der Verfasser beiden die ihnen nach der Summe aller zeitgenössischen Umstände zukommende Berechtigung; die charakteristischen Merkmale und insonderheit auch die Gefahren beider Angriffsarten, sei es, daß sie bei einer Kampfhandlung allein oder in gemeinsamer Wechselwirkung angewendet wurden, treten deutlich zutage.

Der Parforce-Ritt Curtis durch die Kriegsgeschichte zeigt dennoch in eindrucksvoller Folgerichtigkeit den Wandel und die Entwicklung, welche die theoretische Anschauung und die praktische Handhabung von Umfassung und Durchbruch, als Mittel des Angriffs in der Einzelschlacht und im gesamten Kriegsakt, seit dem Siege Alexanders des Großen über den Perserkönig Dareios III. bei Gaugamela (331 v. Chr.), bis zur erfolgreichen Landung des Generals MacArthur (Korea 1950), genommen haben. Die «Kunst im Weglassen» alles Nebensächlichen weiß der Verfasser zum Nutzen der plastischen, durch sehr gute Skizzen unterstützten Darstellung virtuos zu handhaben; hier und dort stellt seine Kunst allerdings das Verständnis auch des sachkundigen Lesers auf eine harte Probe. Zu einigen wenigen, mit dem geschichtlichen Sachverhalt nicht zu vereinbarenden Angaben sei bemerkt: Die deutsche Inf.Div. verfügte 1940 nicht organisch, sondern nur in taktischen Ausnahmefällen über eine Sturmgeschützabteilung, und ihre Angriffe entbehrten auch in den folgenden Kriegsjahren noch häufig der Mitwirkung von Panzern oder Sturmgeschützen. In der Schlacht bei Kursk 1943 griff nicht die 2., sondern die 9. Armee aus dem Raum Orel nach Süden an; wenn ihr nur ein taktischer Einbruch, aber kein operativer Durchbruch durch das russische Stellungssystem gelang, so lag das an mehreren Gründen, nicht aber an dem «Sturm-

verhinderungsfeuer» der russischen Artillerie; auffallenderweise hatte der Russe von der Möglichkeit, die Bereitstellung der deutschen Angriffstruppe und Artillerie südlich von Orel zu stören oder zu zerschlagen, keinen die Angriffskraft wirklich schwächenden Gebrauch gemacht.

Für die Zukunft sieht Curti in den Luftdivisionen das «schnelle Element der Schlachtenführung», nachdem die Vollmotorisierung der Heere den früheren Geschwindigkeitsvorsprung der Panzer- vor den Fußtruppen beseitigt hat. Zweifellos hat die erhöhte Geschwindigkeit der Bewegungen gepanzerter Kräfte zu einem schnelleren Verlauf einzelner Schlachten und ganzer Feldzüge beigetragen; die Kriegsdauer hat auch sie jedoch nicht zu verkürzen vermocht. Ob das Zeitalter der interkontinentalen, die Menschheit in ihrer Gesamtheit bedrohenden Massenvernichtungsmittel noch Raum und Zeit für die Führung zentral straff geleiteter Umfassungs- oder Durchbruchsoperationen bieten wird, erscheint fraglich. Die Wahrung der Einheit kriegerischer Handlungen dürfte in Zukunft weit mehr noch als bisher von den Gemüts- und Verstandeskräften der Unterführer, ja selbst des einzelnen Kämpfers abhängen.

Friedrich Hoßbach

---

[1]) Oberst Paul Curti: Umfassung und Durchbruch. Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld 1955.

In den nächsten Heften lesen Sie Aufsätze von

Prof. Dr. Carl Ludwig:	Neues Leben in Lukanien
Dr. Fritz Wanner:	Bürger, Energie-Konsument und Steuerzahler
Prof. Dr. Röpke:	Langeweile als Sozialphänomen
Professor Carlo Antoni:	Die letzten Schriften Croces
Professor Erich Dinkler:	Die Handschriftenfunde vom Toten Meer und die Anfänge des Christentums